

Beiträge



Alle Fotos: im Beitrag: Bettina Steinacker.

Sandra Beaufäys, Jeremia Herrmann, Uta C. Schmidt

Intersektionalität zwischen Politik und Paradigma. State of the Art einer 30-jährigen transdisziplinären Debatte

Bericht zur Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 06. November 2020¹

Der Begriff der Intersektionalität hat vor 30 Jahren mit dem bekannt gewordenen Aufsatz von Kimberlé Crenshaw „Demarginalizing the intersection of race and sex“ Einzug in die Geschlechterforschung gehalten und hat sich seither zu einem Konzept entwickelt, um das kein Bogen mehr gemacht werden kann. Heute tritt es auch häufig als ‚Buzzword‘ auf, sei es auf politisch-aktivistischer Ebene in zahlreichen Selbstbezeichnungen als intersektionale Feministin oder auf wissenschaftlicher Ebene, wenn Forschung, die mehrere Diskriminierungskategorien in den Blick nimmt, sich per se als intersektional ausweist. Doch welche Potenziale bringt das Konzept Intersektionalität für die transdisziplinäre Debatte? Was kann eine intersektionale Politik leisten und wie werden wissenschaftliche Erkenntnisse unter dem Paradigma Intersektionalität ausgestaltet? Diese und weitere Fragen wurden im Rahmen der diesjährigen Jahrestagung aufgegriffen und diskutiert.

Im Rahmen der Grußworte wurde die aktuelle Relevanz einer intersektionalen Debatte und Betrachtungsweise auch für unseren gegenwärtigen Alltag in den Fokus gerückt. *Dr. Sonja Wrobel*, als Vertreterin des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW, verwies darauf, wie in der aktuellen Situation der Maßnahmen gegen COVID-19 verschiedene Bereiche wie Elternschaft, Erwerbstätigkeit und Geschlecht neu ineinandergreifen und Retraditionalisierung und Unsichtbarkeit erzeugen können. Zugleich sprach sie die ungleichen Möglichkeiten an, mit den Schutzmaßnahmen umzugehen, beispielsweise ungestört im Homeoffice zu arbeiten. Im Konzept der Intersektionalität sieht Wrobel die Chance, die Vielschichtigkeit von Benachteiligung zu erfassen und zugleich die Sicht auf eigene Privilegien zu eröffnen.

Prof. Dr. Katja Sabisch als Sprecherin des Netzwerks zeigte sich erfreut über die große Zahl an Teilnehmer_innen der Jahrestagung, die auch

¹ Um den Maßnahmen zum Infektionsschutz nachzukommen, wurde die Veranstaltung in einem reinen Online-Format durchgeführt. Hier wurde im Rahmen von netzwerkinternen Veranstaltungen Neuland betreten. Es war jedoch eine überwiegend gelungene Erfahrung, mit all den Vor- und Nachteilen digitaler Videokommunikation.

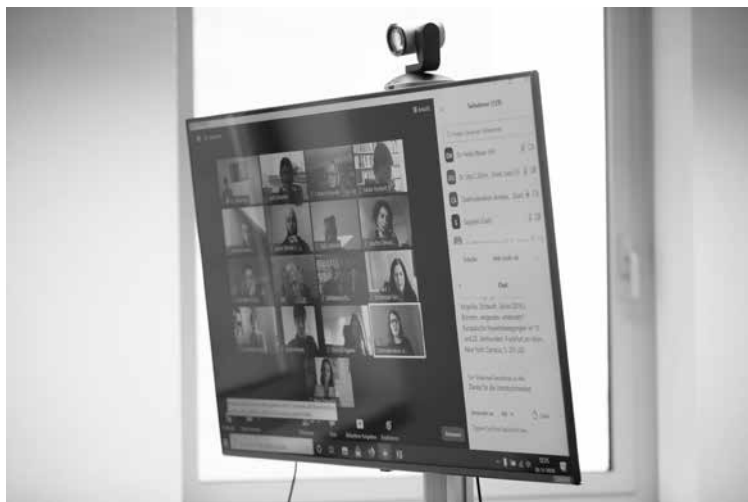
den Weg in den Zoom-Raum gefunden haben. Sie erklärte das breite Panorama der Tagungskonzeption: Die Jahrestagung dient dem Austausch nordrhein-westfälischer Wissenschaftler_innen, die sich mit Fragen nach Gender und Geschlechterordnungen beschäftigen. Sie sei weniger ausgerichtet als ein fachwissenschaftliches Symposium, auf dem für den eigenen Forschungsbereich Zugänge diskutiert werden, sondern als Austausch und Inspiration über Fächergrenzen hinweg. Die Tagung versteht sich, so Katja Sabisch, als Forum, auf dem Forschungen vorgestellt und Diskussionen initiiert werden. Beide Grußworte wurden in den einleitenden Worten der stellvertretenden Leiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks *Dr. Lisa Mense* zusammengebracht. Sie betonte, wie wichtig es sei, im Kontext der aktuellen Pandemie eine intersektionale Forschungsperspektive einzunehmen und beispielsweise den Begriff der ‚Risikogruppe‘ einem kritischen Blick zu unterziehen – schon aufgrund der negativen Konnotationen, die er auslöse. Zugleich benannte sie die Relevanz, zwischen verschiedenen Intersektionalitätskonzepten unterscheiden zu können, und leitete so über in das erste Panel des Tages, *Positionen im Fokus*, das sie auch moderierte. Mit einem dieser Intersektionalitätskonzepte positionierte sich die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin *Peggy Piesche* (Bundeszentrale für politische Bildung) in ihrem Vortrag „Intersektionale feministische Erinnerungsarbeit“. Dabei strich sie heraus, dass feministische Erinnerungsarbeit neben Intersektionalität auch Diversität und Dekolonialität als Eckpfeiler aufnehmen muss. Ihr Konzept von Intersektionalität formulierte sie als Commitment; es beinhalte erstens die Anerkennung von erhöhten Diskriminierungsrisiken bestimmter Gruppen, zweitens eine bewusste De-Stigmatisierung (verbunden mit der Frage, wer in der kollektiven Erzählung fehlt) und drittens eine Fokusverschiebung, weg vom hegemonialen Zentrum der Erinnerung hin zu stigmatisierten Gruppen. Denn die hegemoniale Erinnerung erzähle eine nationale, normative und vor allem singuläre Geschichte. Es werde genau eine Erzählung in das Zentrum gesetzt, die andere Erinnerungen ausblende und verdränge. Eine intersektionale Erinnerungsarbeit sei hingegen machtkritisch und feministisch orientiert, indem die androzentrisch-singuläre Perspektive hinterfragt werde. In einem weiteren Teil ihres Vortrags zeigte Piesche anhand des Forschungsprojekts ‚Labor 89‘, wie eine solche intersektionale Erinnerungsarbeit funktionieren kann. Mithilfe von Interviews mit Zeitzeug_innen aus People-of-Color-Kollektiven in Ost- und Westdeutschland können plurale Erinnerungen



an die Geschehnisse des Jahres 1989 sichtbar gemacht werden. In der anschließenden Diskussion konnte Piesche noch einmal klarstellen, dass die Dezentrierung hegemonialer Erinnerungsdiskurse nicht zu einer neuen Zentrierung führen darf. Die Aufmerksamkeit auf die Ränder zu legen, müsse nebeneinander existierende Erzählungen schaffen.

Auf eine interaktive Form der Auseinandersetzung mit Intersektionalität hatten sich die Erziehungswissenschaftlerinnen *Prof. Dr. Ulrike Schildmann* (ehemals TU Dortmund) und *Dr. Sabrina Schramme* (EvH Rheinland-Westfalen-Lippe) in ihrem Input verständigt. In einem Generationendialog zeigten beide Wissenschaftlerinnen ihre Ansätze für eine Verortung der Kategorie Behinderung in der intersektionalen Debatte. Ausgangspunkte des Dialogs bildeten zum einen die verbindende Feststellung, dass Behinderung – neben u. a. Geschlecht, race und class – eine bedeutsame gesellschaftliche Kategorie darstelle, und zum anderen, dass Generation ein durch Alter vermitteltes Strukturmerkmal abbilde. Indem Schildmann – als Mitglied der älteren Wissenschaftlerinnengeneration – und Schramme – als Mitglied der jüngeren Wissenschaftlerinnengeneration – in einen Dialog traten, brachten sie verschiedene Perspektiven und Herangehensweisen, bezogen auf einen gemeinsamen Gegenstand, zusammen. Während Schildmann ihren Fokus auf Ungleichheiten in der gegenwärtigen Situation legt, stehen bei Schramme die Dekonstruktion dieser Ungleichheitskategorien und die Eröffnung zukünftiger Möglichkeitsräume im Mittelpunkt. Beide Positionen ließen





sich in einem Generationendialog verbinden, da eine beidseitige Anerkennung der Relevanz der verschiedenen Ansätze bestehe. Beide Wissenschaftlerinnen können so auch gemeinsame Positionen entwickeln, wie beispielsweise eine Kritik an der ‚Superkategorie Körper‘ als einer Zusammenfassung der Ungleichheitskategorien Behinderung und Alter – eine Kritik, die auch in der darauffolgenden Diskussion aufgegriffen und von anderen Teilnehmer_innen bestärkt wurde. Darüber hinaus betonten beide noch einmal die Notwendigkeit gegenseitiger Wertschätzung, sowohl auf methodischer als auch persönlicher Ebene, um einen solchen Generationendialog gelingend zu gestalten.

Die Podiumsdiskussion *Intersektionalität zwischen Politik und Paradigma* moderierte Dr. Heike Mauer von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks. Es diskutierten Dr. Denise Bergold-Caldwell von der Philipps-Universität Marburg, Prof. Dr. Ilse Lenz (ehemals Universität Bochum) und Dr. Julia Schuster von der Johannes Kepler Universität Linz. Heike Mauer stellte zunächst einführend fest, dass das Konzept der

Intersektionalität als Leitbild einer kritischen Wissenschaft und Forschung mit Konflikten behaftet sei. Daher sei die folgende Diskussion dazu da, sich zunächst aus verschiedenen Perspektiven anzunähern, was wir unter Intersektionalität verstehen und wie sich das Verhältnis von Politik und Intersektionalität gestaltet bzw. gestalten lässt. Somit brachten die Podiumsteilnehmer_innen ihr jeweils eigenes Verständnis von Intersektionalität ein und betonten die Aspekte, die ihnen besonders wichtig erschienen: Denise Bergold-Caldwell legte ihr Verständnis von Intersektionalität anhand ihrer neuesten Publikation „Schwarze*Weiblichkeiten“ dar. Darin versteht sie den Begriff einerseits auf der strukturellen Ebene politiktheoretisch als „domination contract“, auf der anderen Seite arbeitet sie heraus, wie in diesen geschaffenen Verhältnissen Identitäten hervorgebracht werden. Ilse Lenz unterschied nicht nur zwischen struktureller und diskursiver Intersektionalität und wollte beides in Analysen gesellschaftlicher Praxis verbunden sehen, sie fügte auch die Kategorie der „prozessualen Intersektionalität“ hinzu, mit deren Hilfe Veränderungen und gesellschaftlich verändernde Kräfte und Individuen in den Blick genommen werden könnten. Julia Schuster hatte in einer Publikation dezidiert ein aktuelles Ereignis, die Silvesternacht in Köln 2015, in den Blick genommen. Darauf bezugnehmend machte sie deutlich, dass nicht jeder feministische, antirassistische Ansatz gleichzeitig ein intersektionaler sei. Ihr eigenes Verständnis von Intersektionalität beschrieb sie als eines, das immer einen Bezug zu Antidiskriminierung herstellt. An Crenshaws Analyse habe sie besonders fasziniert, durch welche Diskurse die Mehrfachdiskriminierung von marginalisierten Personengruppen unsichtbar gemacht werde. Die daraus entstehenden Widersprüchlichkeiten offenlegen zu können, sieht Schuster als großen Mehrwert des Konzepts Intersektionalität. Deshalb habe dieser Ansatz auch immer einen politischen Auftrag, Machtverhältnisse nicht nur zu hinterfragen und zu verstehen, sondern in einem zweiten Schritt auch zu bekämpfen.

Die Podiumsteilnehmerinnen diskutierten daran anknüpfend die Frage, inwiefern sich der Begriff nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch und politisch nutzen ließe, insbesondere vor dem Hintergrund neoliberaler Politik. Bergold-Caldwell nahm dazu Bezug auf ihre Forschung zu (anti-)feministischen Diskursen. Das Verständnis von Geschlechterungleichheit habe sich in den Diskussionen um Arbeitsmarktintegration von migrantischen Frauen politisch relativ stark entleert gezeigt. Wenn es nur darum gehe, Frauen in den Arbeitsmarkt zu integrieren und zu ausbeuten

baren Subjekten zu machen, werde der feministische Gedanke vollständig in den Hintergrund gedrängt. Heike Mauer wandte sich an Ilse Lenz mit einer Frage, die konkret auf das wissenschaftliche Feld und dessen Veränderungspotenzial gerichtet war: Was, wenn gerade marginalisierte Wissenschaftler*innen und POC den Weg auf die wenigen gesicherten Positionen nicht schaffen, und was können wir tun, um dieser Gefahr zu begegnen? Lenz zeigte sich optimistisch, dass vermehrt karriereinteressierte Wissenschaftler_innen mit unterschiedlichen Hintergründen an den Universitäten reüssierten, und verwies auf die Wichtigkeit der Solidarität mit diesen Kolleg_innen. „Wir sollten uns dafür einsetzen, dass die Wissenschaft ein System wird, in dem eine Dezentrierung stattfinden kann, Differenz anerkannt wird, und wir müssen gleichzeitig kritisch darauf achten, ob sich nicht doch wieder eine Normalität herstellt,“ sagte Lenz.

Der Nachmittag startete mit dem von *Prof. Dr. Schahrazad Farrokhzad* (TH Köln) moderierten Panel *Arbeit und Politik*. Anhand von zwei – unter anderem methodisch – unterschiedlich ausgerichteten Vorträgen wurde der Arbeitsmarkt in den Blick genommen. Als ein Feld, in dem intersektionale Ungleichheiten deutlich werden. Die Soziologin *Dr. Katrin Menke* (Universität Duisburg-Essen) stellte Ergebnisse aus ihrer Forschung zu Arbeitsmarktaktivierung geflüchteter Musliminnen vor. Ihr Ziel ist es dabei, mithilfe einer wissens- und machtsociologischen Herangehensweise an die Institution den Blick unter anderem auf Differenz- und Hierarchieverhältnisse zu legen. Durch die Analyse von Interviews mit Mitarbeiter_innen der Jobcenter und geflüchteten Musliminnen konnte sie deutlich machen, wie antimuslimische Diskurse und sozialstaatliche Regulierungen ineinandergreifen. So werden muslimische Geflüchtete über die stereotype Wahrnehmung als Hausfrau oder Zuverdienerin von der Arbeitsmarktintegration exkludiert oder in prekäre Beschäftigung gedrängt. Darüber hinaus kritisiert Menke die Knüpfung des Asylstatus an Erwerbstätigkeit und damit die Verknüpfung von Asyl- und Arbeitsmarktpolitik. In der anschließenden Diskussion konnte noch einmal präzisiert werden, dass auch aufseiten des Jobcenters der Aspekt der Aufenthaltchancen nicht in der Arbeitsmarktaktivierung mitgedacht wird.

Einen durch quantitative Daten vermittelten Blick auf intersektionale Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt warf die Sozialwissenschaftlerin *Prof. Dr. Zerrin Salikutluk* (Humboldt-Universität zu Berlin) in ihrem Beitrag. Mit der Verknüpfung der Ungleichheitskategorien Geschlecht und Migrationshintergrund suchte sie eine Lücke zu

schließen, die in der quantitativen Ungleichheitsforschung besteht. Auch wenn sie eine Übersetzung des Intersektionalitätskonzepts in quantitative Forschung als Herausforderung beschrieb, sah sie sie doch als lohnenswert an. Anhand der Geflüchtetenstichprobe des SOEP untersuchte Salikutluk das Interesse an einer Arbeitsmarkt-beteiligung sowie die tatsächliche Erwerbsbeteiligung der Befragten. Dabei konnte sie herausstellen, dass die Bereitschaft von geflüchteten Frauen, sich auf dem Arbeitsmarkt zu präsentieren, geringer ist. Doch auch für diejenigen, die einer Erwerbsarbeit nachgehen wollen, sind die Chancen deutlich geringer als für geflüchtete Männer. In der Diskussion wurde insbesondere auf methodische Aspekte der Operationalisierung und der Grenzen quantitativer Daten eingegangen.

Unter den Stichworten *Leben und Alltag* moderierte *Prof. Dr. Diana Lengensdorf* (Universität Bielefeld) ein Panel mit interessanten Einblicken in intersektionale Analysen alltäglicher Sorgearbeit und der Sichtweisen von Rom*nja auf ihr Leben zwischen Camp und urbanem Umfeld in





Italien. Die Politik- und Sozialwissenschaftlerinnen *Prof. Dr. Diana Auth* (FH Bielefeld) und *Prof. Dr. Sigrid Leitner* (TH Köln) betrachteten den unterschiedlichen Umgang mit häuslicher Pflege von älteren Angehörigen und stellten empirische Ergebnisse aus einem Kooperationsprojekt mit Prof. Dr. Simone Leiber von der Universität Duisburg-Essen vor. Dabei ging es um die Analyse der Bedeutung verschiedener Differenzkategorien und deren Wechselwirkungen für die Ausgestaltung eines Pflegearrangements. Die Forscherinnen nutzten einen intersektionalen Ansatz, um vier Kategorien in ihren Verschränkungen zu analysieren: sozioökonomischer Status, Geschlecht, Erwerbsstatus und Ethnizität. Als wichtiger Faktor für die gelingende Pflegebewältigung wurde das Selbstorgehandeln der Pflegenden herausgestellt. Ein eigenes Leben, Erwerbstätigkeit und Freizeitaktivitäten aufrechterhalten zu können, gehört hier dazu. Es zeigt sich, dass für eine solche gelingende Pflegebewältigung der sozioökonomische Status nicht allein ausschlaggebend ist. Er kann auch durch familiäre Netzwerke positiv kompensiert oder durch familiäre Abhängigkeitsverhältnisse überlagert werden. Eine eher prekäre Pflegebewältigung findet sich ausschließlich bei Frauen, was sich durch niedriges Grenzziehungspotenzial und geringes Selbstorgehandeln ausdrückt. In Bezug auf Ethnizität wurde herausgestellt, dass der Migrationshintergrund insbesondere der pflegebedürftigen Person die Pflegebewältigung der Angehörigen beeinflusst. Das Forschungsteam gibt in der veröffentlichten Studie auch Handlungsempfehlungen.

Die Anthropologin *Dr. Simona Pagano* vom Gender- und Frauenforschungszentrum der hessischen Hochschulen berichtete aus ihrer ethno-

grafischen Forschung zum Alltagsleben der Bewohnerinnen in den Camps für Rom*nja in Rom (Italien). In ihrer bereits veröffentlichten Dissertation zum Thema ging es ihr dabei vor allem um die räumliche Verortung und die Solidarität der Frauen im Camp. Pagano fragt, wie die Frauen im Camp Rassismus, Klassismus und Sexismus erlebt haben. Über die theoretischen Zugänge der Grenzregimeanalyse und Assemblagen sowie mithilfe intersektionaler Analyse arbeitete sie die Verschränkung von Machtverhältnissen heraus. Ihr Anliegen war dabei politisch, denn Camps sind keine informellen Siedlungen der Rom*nja, sondern von der italienischen Regierung institutionell eingerichtete Areale, segregierende Räume, die explizit für Rom*nja eingerichtet wurden. Davon betroffen sind ca. 40.000 Menschen in ganz Italien. Entsprechend war der Vortrag übertitelt mit dem Zitat „Das normale Leben, das fehlt“. Gerade das Leben außerhalb des Camps wird von den Frauen gewünscht, wobei die fehlenden Arbeitsmöglichkeiten und die Zuschreibung als Nomadin außerhalb sowie die rigide Geschlechterordnung innerhalb der Camps als belastend empfunden werden. Das Spannungsverhältnis zwischen beiden Ungleichheitsdimensionen wird von Pagano mit dem Ritual des Kleidungswechsels („den Rock ausziehen“) als symbolische Grenze beschrieben, die für den Wechsel zwischen den Welten steht und für die unterschiedlichen Regime innerhalb und außerhalb des Camps. Im Camp ist der Rock für die Frau angemessen, außerhalb wird sie dafür als Rom*nja diskriminiert. Die Frauen sind damit rassistischer Diskriminierung außerhalb des Camps und sexistischer, heteronormativer Geschlechterordnung innerhalb der Camps ausgesetzt.

In der letzten, mit *Medien und Repräsentationen* überschriebenen Sektion stellte *Maxa Zoller*, Filmwissenschaftlerin und seit 2018 künstlerische Leiterin des Internationalen Frauenfilmfestivals Dortmund | Köln, eine an Intersektionalität orientierte Filmanalyse vor. Die in ihrem Titel gestellte Frage: „Was ist ein intersektionales Bild?“, beantwortete sie filmwissenschaftlich mit der These: Wenn wir Frames haben, jedoch kein Framing für sie. Für die Ebene des Bildes wählte sie die zentrale Szene aus *Tevlik Başer* „40 m² Deutschland“ (1985), der als einer der ersten deutsch-türkischen Filme gilt. Als Dursun, als Arbeitsmigrant nach Hamburg gekommen, in der Dusche stirbt, kann seine Frau Turna die 40 m² große Wohnung, die für sie Deutschland verkörpert, verlassen. Das Bild des toten Dursun in der Dusche zeigt ihn als migrantisch markierte Person in seiner ganzen Männlichkeit, nackt, verletzlich. Turna tritt über den toten Körper ihres Mannes in die Freiheit. Das Bild ist ein intersektionales Bild, weil es in unserem kulturellen Deutungshorizont nicht auf einem Framing, einem kulturellen Deutungsrahmen aufliegt, der die vielfältigen Bedeutungsebenen jenseits der „Ausländerthematik“, die in dieser Szene zusammenlaufen, zu entziffern versteht.

Für die Ebene des Genres wählte *Maxa Zoller* den Film „*Alles wird gut*“ (1998) von *Angelina Maccarone*. Die als Screwball Comedy inszenierte Queer-of-Colour-Geschichte zweier Frauen hat in unserer Filmkultur kein Framing: Rassifizierung kann allenfalls in einem Genre, das aus dem neorealistischen Kino von unten kommt, thematisiert werden, nicht jedoch in einem Unterhaltungsfilm, der einem Stil aus dem Studiosystem Hollywoods verpflichtet ist. In Deutschland herrscht eine klare Trennung zwischen E und U. Zugleich entfaltete *Maxa Zoller* kulturgeschichtliche Ebenen, in denen sich dieser Film bewegt, für die es in der Bundesrepublik ebenfalls kein Framing im Sinne einer filmgeschichtlichen Traditionsbildung gibt. Damit schlug sie einen Bogen zum Beginn der Tagung, als *Peggy Piesche* eine neue Erinnerungskultur einforderte. Denn die queere Geschichte zweier Frauen of Colour ließ sich 1998 nur mit Mitteln einer Screwball

Comedy erzählen, weil seit den 1980er-Jahren Schwarze lesbische Aktivistinnen nicht nur einen Schwarzen feministischen Standpunkt in Deutschland formulierten, sondern diesen auch von Anfang an in die Organisation der Schwarzen Gemeinschaft in Deutschland hineintrugen. Diese Bewegung fand in der Liebesgeschichte zweier afrodeutscher Frauen Eingang in die bundesdeutsche Fernsehunterhaltung.

Maxa Zoller befragte mit ihrer intersektionalen Perspektive noch einen weiteren Film: „*Auf den zweiten Blick*“ (2013) der Regisseurin *Sheri Hagen*. Damit warf sie die Frage auf, wo eigentlich afrodeutsche Regisseurinnen im deutschen Unterhaltungsgenre verortet sind und wie es insgesamt um Diversität in der deutschen Filmkultur steht. Denn *Sheri Hagen* fand für diesen Film keine Fördermöglichkeit. Der Film „*Auf den zweiten Blick*“ verhandelt über das Thema Blindheit die Dimensionen gesellschaftlicher Farbenblindheit. Es geht um die Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit von Differenz. Insofern formuliert dieser Film nicht nur eine starke Position in der aktuellen Debatte um Rassismus, sondern er lässt sich mit seinem Thema „Blindheit“ auch als grundsätzliche Position sehen: Ob wir weiterhin blind für diese marginalisierten und verdrängten Filme (afrodeutscher) Regisseur_innen und Schauspieler_innen, für ihre Bilder, Erzählweisen, Genres und die ungleiche Verteilung der Ressourcen sind oder ob wir diese Filme und ihre Macher_innen in unseren kulturellen Deutungsrahmen einhängen, sodass sie ein Framing erhalten, dies – so *Maxa Zoller* – hängt von uns ab.

Die Jahrestagung 2020 fand online statt. Inhaltlich zeigte sie die Inter-/Transdisziplinarität des Netzwerks. Eine Beteiligung an der Diskussion war über die Chatfunktion möglich, den Chat moderierte *Dr. Annabell Bils* von der FernUniversität Hagen, unterstützt von *Jennifer Niegel* und *Ulla Hendrix* von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks. Doch zweifellos kam der persönliche Austausch mit freudiger Begrüßung und Umarmungen bei leckerem Essen und Tee in den Kaffeepausen zu kurz, die die Jahrestagungen sonst zu einem besonderen Ereignis im Jahresverlauf werden lassen.

Kontakt und Information

Dr. Sandra Beaufays
sandra.beaufays@netzwerk-
fgf.nrw.de

Jeremia Herrmann
jeremia.herrmann@netzwerk-
fgf.nrw.de

Dr. Uta C. Schmidt
utac.schmidt@netzwerk-
fgf.nrw.de

DOI: 10.17185/duerpublico/
73724

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/73724

URN: urn:nbn:de:hbz:464-20210706-160219-9



Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 Lizenz (CC BY 4.0) genutzt werden.